

(Nachdruck verboten.)

7) Mutters Hände.

Zwei Bilder von Björnstjerne Björnson,
(Schluß.)

„Mutter, Mutter, wie war es zu Hause? Als ihr zusammenkamt, meine ich. Ach die Herrlichkeit! Es muß doch das Erhabenste gewesen sein, was je auf Erden gelebt wurde? — O Mutter, mein ganzes Leben muß ich Dir dankbar dafür sein, daß Du mir das bis jetzt ausgespart hattest! Früher hätte ich es nicht verstanden.“

„Nicht wahr? Dergleichen kann man unmöglich einem Kinde oder einer Halberwachsenen erzählen. Aber ich erzähle nicht nur, um zu erzählen.“

Wie wir zusammen lebten, fragst Du. Zuerst denk ihn Dir! Eine Natur der Gegend, die sehr wenig verstanden wurde. Wohl von einigen wenigen und auf gewisse Weise, aber nicht so, daß es einen selbst freute. Die Folge davon war, daß, wenn er Widerhall zu finden glaubte, er sich hingab, so daß er zum Narren wurde. War er in einer Gesellschaft, so betrank er sich, oder besser gesagt, er wurde betrunken gemacht, und dann ließ er seiner unbändigen Natur die Zügel schießen. Weißt Du, — ja, ich will es Dir erzählen! — In einer Gesellschaft schmeichelte eine Dame ihm (sie ist jetzt hier mit dem Kapitän verheiratet), sie schmeichelte sich bei ihm ein, um die andern zu amüsieren. Sie war sehr munter, ziemlich wichtig, sie tat, als sei sie ganz weg in ihn, so daß er sie gar nicht genug hören, nicht genug fragen könne, und zugleich praktizierte sie immer mehr Wein in sein Glas, sie trank ihm zu, veranlaßte, daß alle die andern mit ihm tranken.“

„O Gott, Mutter.“

„Weißt Du, wie das endete? Im Viehstall. Sie sperrten ihn in den Viehstall ein. Vor Mut bekam er einen Schlaganfall. — Das war die, die er durchs Fenster sah, als er auf der Rednertribüne stand. Dadurch wurde er nüchtern.“

Mutter und Tochter gingen schweigend weiter.

„Davon wußtest Du damals nichts, Mutter? Erst später!“

„Nein. Hätte ich es gewußt, so glaube ich, daß ich geradenwegs zu ihm gegangen wäre, ihm die Hand gegeben und ihn herzlich begrüßt hätte, als ich ihn zum ersten Male sah.“

„Ach auch, Mutter!“

„Nach dem Leben mit ihm habe ich so viel gedacht. Weißt Du, ich glaube, Genies haben dies Treuherzige und Unbändige. Es kommt daher allzuviel auf Menschen und Verhältnisse an, wie es ihnen geht.“

Karl Mander hatte die Gewohnheit angenommen, allein zu reden; ihm war am wohlsten unter Bauern, sie störten ihn am wenigsten. Die Bücher und das Denken und die Landwirtschaft und die Bäder . . . und dann und wann eine Orgie, eine Rede, am liebsten beides nacheinander, — das war sein Leben bis dahin.“

„Aber er trank doch nicht, Mutter? Es war ihm kein Bedürfnis zu trinken, nicht wahr?“

„Nicht mehr als Dir und mir! Es war einzig und allein ein Ausbruch der Lebenswonne, des konzentrierten Sehnsens. So das letzte Mal . . .“

„Ja, das — O Gott, weshalb warst Du nicht dabei —?“

„Damals warst Du ja gekommen, Kind, ich konnte nicht. Ich hatte Dich an der Brust. Es wäre alles gut gegangen, wenn jemand nach der Versammlung beim gemeinsamen Mahl so undorchtig gewesen wäre, meine Gesundheit auszubringen! Da ließ er sich die Zügel schießen! Das war der Gegenstand aller Gegenstände! Und den hatte er noch mit keinem erschöpfen können! Es soll gewesen sein, tie wenn man das größte Freudenfeuer anzündet, er hielt den über wenigstens zwanzig Eigenschaften von mir, um über die Ehe und die Vaterfreude, er . . .“

Sie konnte nicht mehr. Sie setzte sich, und die Tochter setzte sich neben sie. Beide weinten. Das Brausen des Flusses strich mit harter Hand über sie fort, tröstete sie aber auf

seine Weise. Wieviel wir auch weinen, es nützt nichts. Er geht wie er geht, und er hält nicht inne, der schwere Weg zum Meere.

Durch die Sprache der Natur flüsterte die Erinnerung an sein trauriges Ende. Es erzählte sich düster ihnen beiden, daß er sich nach der Mahlzeit in einem Bade abkühlen wollte, daß alle ihm abrieten, — daß es nicht nütze, — daß er von der höchsten Höhe hinabsprang, weiter und immer weiter ausgriff, als wolle er gleich nach Hause schwimmen, einen Krampf bekam und unterlief.

„Mutter — Du bist's mir noch schuldig zu sagen, wie ihr zusammen lebet?“ Wieder nach einer Weile: „Mutter, das mußt Du mir auch noch geben! Du hast es ja erzählt, ja, so ungeheuer viel davon erzählt. Aber das noch nicht, was ich jetzt wissen will! Die Liebe, Mutter, die Gegend zwischen Euch beiden! Mutter, die muß ja gewesen sein, so daß wir andern nicht darüber schlafen könnten.“

„Ueber alle Begriffe, Kind! Ueber alle Begriffe! Und weißt Du, — die Verleumdung über uns, besonders die schmutzigen, anonymen Briefe, die Niederträchtigkeit, . . . die half nach! Denn jedesmal schmiegteten wir uns dichter ineinander! Er hatte nicht so feine Haut wie ich. Er begriff es erst durch mich. Die, welche dieses kleine Volk in gesellschaftlicher Beziehung leiten, sind nicht die Abkommen von Norwegern, sondern von Eingewanderten. So einer wie er konnte niemals mit ihnen auf gleichen Fuß kommen. Aber ich war eine von ihnen, und durch die Wirkung auf mich begriff er! Wurde er erst auf die Spur gebracht, ja dann kannst Du glauben —! Von Natur war er ein Entdecker. Und als er nun erst richtig herausfand, welchen Dingen ich mich ausgesetzt hatte, indem ich ihn wählte . . . nun, das spornte!“

Ja, hat es Lohn auf Erden gegeben, so gab er ihn! Nacht und Tag, den ganzen Sommer, den ganzen Herbst, den ganzen Winter, den ganzen Frühling gingen wir nicht voneinander. Unser Leben war eine Flucht in ein Paradies hinein. Er schlug alle Einladungen aus, er hatte kaum Zeit, mit den Leuten zu reden, die zu uns kamen; er wollte sie nicht hier haben. Er und ich und ich und er in den großen Zimmern und den kleinen Kammern, er bei mir, oder ich bei ihm. Und auf der Landstraße, auf den Feldern, auf der Alm, auf der See, auf dem Eise, bei der Arbeit, bei der Aussicht zusammen, zusammen, oder, wenn fort voneinander, dann nur, um so schnell wie möglich wieder zusammenzukommen. Aber je mehr wir zusammen waren, desto reicher wurde er. Das Größte für mich war nicht der Gedankenstrom, sondern der Mann. Einen Blick in seine Aufrichtigkeit zu tun, die klar bis auf den Grund war, das waren für mich die herrlichsten Stunden, die ich erlebt habe. Seine Hingabe an mich, oder wie ich es nennen soll, das sammelt sich in einem einzigen Bilde: sein großer Kopf auf meinem Schoß! Dorthin legte er ihn oft und sagte jedesmal: hier ist gut sein!“

Und nun legte die Tochter ihren Kopf in den Schoß der Mutter und schluchzte.

Es begann zu regnen, sie erhoben sich und mußtten wieder umkehren. Die kleine Gruppe von Häusern oben an der Station lag im Regen ferner, wurde aber vertrauter. Auch die Landschaft bekam mehr gemeinsame Färbung und Freundlichkeit; die Birke duftete dreifach.

„Ja, nun, mein Kind, glaube ich, Dir etwas von seinem Sehnen gegeben zu haben. Nicht wahr?“ Sie beugte sich zu ihrem Antlitz hinüber.

Statt der Antwort schmiegte die Tochter sich an sie.

Es querte eine Weile, bevor sie wieder ging.

„Du hattest das Sehnen; das ist ererbt, und ich habe es in Dir gesteigert. Große Ziele, edle Männer und Frauen habe ich vor Dir aufgestellt. Das tat er. In hochherzigen Gedanken habe ich Dich gebadet, wie er sich in der Natur badet, um die feinen zu fühlen.“

Ich wußte, als ich Dich hinausgeschickte, daß ich in seinem Geist handelte. Aber ich selbst kannte die Rüstung, die Du trugst, am besten. Sie war von ihm. Und doch — Magne.“

Unwillkürlich löste die Tochter ihren Arm aus dem der Mutter und blieb stehen. Sie stützte sich gleichsam auf sich selbst.

„Ja, ich sehe es. Das ist heute das dritte Mal. Du

fäßte, daß ich Dich angreifen will. Und ich will Dich angreifen.

Es war in der Gesellschaft bei Deinem Onkel, wo Du zu mir sagtest, als ich mit hinein zum Souper wollte: „Mutter, Du kannst Deine Handschuhe eben so gut anbehalten.“ — Du schämtest Dich meiner Arbeitshände.

„Mutter, Mutter —!“ Sie bedeckte das Gesicht, sie wendete sich ab.

„Ich will Dir's sagen, mein Kind, ohne diese arbeitenden und ordnenden Hände wärst Du nicht das, was Du jetzt bist. Hast Du in einer Gesellschaft gelebt, in der es eine Schande für eine Dame ist, solche Hände zu haben, so ist das eine schlechte Gesellschaft.

Heute hast Du Dich an der Gesellschaft erfreut, — hast Dich daran erfreut, als glaubtest Du, Du selbst seiest etwas Großes geworden!“

„Nein Mutter! Nein, nein!“

„Dem ist doch so! Vielleicht empfindest Du auch Gewissensbisse dabei oder Furcht; das mag sein; ich stand ja dabei.

Aber jetzt ist die Wahl für Dich gekommen. Ich wollte es getan sehn, bevor Du in das Haus Deines Vaters tratest, mein Kind.

„Arbeit oder das, — das andere.“

„O Gott, Mutter, Du tust mir unrecht! Wenn Du wüßtest —!“

„Kann ich Dich dahin bringen, Deinen Vater zu lieben, und ich will Dir alles geben, und die Fähigkeiten hast Du, — kann ich Dich dahin bringen, ihn so recht, recht zu lieben, ja, dann weiß ich, welchen Dingen Du entgegengehst. — Wir Frauen müssen lieben, um zu glauben.“

Mißhandlung.

Von Werner Peter Larsen.

(Ein Gerichtssaal. Der Vorsitzende, der Staatsanwalt, Richter. Auf der Anklagebank Herr Band.)

Der Vorsitzende eröffnet die Verhandlung.

Vorsitzender: Angeklagter, bekennen Sie sich schuldig, am 12. d. Mts. in der Zeit zwischen 6 und 7 Uhr abends in der Küche Ihrer Steintweg 3 belegenen Behausung den Ihrer Ehefrau Amalie geb. Wöttcher gehörigen Terrierhund Fips vermittelt eines Schlaginstrumentes resp. Stodes, auch spanisches Rohr genannt, trotz wiederholten Protestes der rechtmäßigen Besitzerin — Ihrer Ehefrau Amalie geb. Wöttcher — in gesundheits- und lebensgefährdender Weise unter gleichzeitiger Anwendung des fittlichen Empfinden größtlich verletzender Ausdrucksbeziehungsweise Schimpfwörter körperlich mißhandelt zu haben?

Angeklagter: Ne.

Vorsitzender: Ich ersuche Sie dringendst im eigenen wie im Interesse der Verhandlung, sich einer möglichst klaren Ausdrucksweise resp. Antwortgebung zu bedienen. (Er schnäuzt sich, beleckt seinen Schnurrbart und sieht den Angeklagten an.)

Pause.

Vorsitzender: Die Aufnahme des Tatbestandes hat einwandfrei ergeben, daß der Terrierhund Fips (der verehel. Amalie geb. Wöttcher gehörig) infolge körperlicher Mißhandlung eine quer über den linken Oberschenkel bis unmittelbar hinauf zum Hüftenansatz verlaufende 4 Zentimeter lange und nahezu 1 1/2 Zentimeter breite, ihm zweifelsohne körperliches Mißbehagen verursachende Strieme davongetragen hat, als deren Urheber Sie auf Grund der am 15. d. M. protokollierten Zeugenaussagen der Küsterswitwe Amanda Sang geb. Lumm und der Krawattenverfertigerin verehel. Ulrike Krabbe geb. Sälips, beide Steintweg 3 wohnhaft, angesprochen werden. Sie bekennen sich den Aussagen dieser einwandfreien Zeuginnen und der Aufnahme des Tatbestandes gegenüber der Ihnen zu Last gelegten Mißhandlung als nicht schuldig und gehen, sofern ich Sie recht verstehe, mit der Absicht um, die Anklage abzuschwächen, ja, wie im Zweifel wohl angenommen werden darf, möglichst ad absurdum zu führen?

Angeklagter: Ich verstehe ja jarnich . . .

Vorsitzender: Das gehört nicht in den Rahmen der Verhandlung.

Angeklagter: Herr Gerichtshof . . .

Vorsitzender: Ich bin kein Gerichtshof. — Ich frage Sie zum dritten und letzten Male: Bekennen Sie sich schuldig, den Fips am 12. d. Mts., in der Zeit zwischen sechs und sieben Uhr abends, vermittelt eines Schlaginstrumentes resp. Stodes (auch spanisches Rohr genannt) mißhandelt zu haben?

Angeklagter: Ich ha' ihm nich jemihandelt. . . . Ich ha' ihm ja bloß 'n paar ibahgehauen, weil er uff 'm Teppich . . .

Vorsitzender: Sie geben also die Richtigkeit der Beschuldigung zu.

Angeklagter: Wa . . .

Vorsitzender: Das gehört nicht in den Rahmen der Verhandlung.

Angeklagter: . . .

Vorsitzender: Sie werden des ferneren beschuldigt, den Mitbewohnern des Hauses Steintweg 3 durch die zugegebene Mißhandlung des Fips ein die öffentliche Ruhe und Sicherheit gröblich gefährdendes Aergernis gegeben zu haben. Haben Sie etwas darauf zu erwidern?

Angeklagter: Ich verstehe überhaupt nich . . . id . . .

Vorsitzender: Ich erjuche Sie, bei der Sache zu bleiben. Laut Protokoll war beispielsweise die 69jährige Küsterswitwe Amanda Sang, geb. Lumm, zur Zeit der Mißhandlung des Fips in ihrer Steintweg 3 belegenen Behausung im Begriff, einem hier nicht näher zu beleuchtenden Geschäfte nachzugehen. In der Ausübung dieses von ihr als notwendig empfundenen Geschäfts durch Wehklagen des Fips behindert, ja lebhaft beunruhigt, sah sie sich veranlaßt, dasselbe vorzeitig abzubrechen, ein von ihr im Hinblick auf ihre Konstitution zu Recht als Aergernis und Benachteiligung empfundenen Unterfangen.

Angeklagter: Ja, aba id ha' ihr doch nich . . . wer heißt ihr . . .

Vorsitzender: Ich stelle fest, daß Sie die Mißhandlung zugeben. Der zweite Teil der Anklage erscheint genügend geklärt auf Grund der Zeugenaussagen.

Angeklagter: Herr Gerichtshof . . .

Vorsitzender: Das Wort hat der Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Sie sehen hier einen — ich muß es leider sagen — völlig verrohten Menschen vor sich, einen Menschen, der in seiner Handlungsweise eine nahezu beispiellose Niedrigkeit der Gesinnung an den Tag gelegt hat. Sehen Sie ihn an — da stirzt er sich auf das Händchen seiner Ehefrau Amalie (geb. Wöttcher), mißhandelt es in unmenlichster Weise und belegt es mit den verwerflichsten, das fittliche Empfinden gröblich verletzenden Schimpfwörtern. Die rechtmäßige Besitzerin des Hundes ist machtlos, sie wagt nicht, ihrem Liebling zu Hilfe zu eilen, — sie jammert und ringt beschwörend die Hände, aber der Peiniger läßt von seinem Opfer nicht ab! Keine Herren Richter, gibt es etwas Feigeres, Häßlicheres, als seine Macht, seine rohe Kraft zu mißbrauchen, um Wehrlose zu mißhandeln?! Aber nicht das allein! Der Angeklagte setzt seinem Verhalten zugleich die Krone auf, indem er achtbare, ihm völlig ferustehende Leute gröblichst belästigt, ja geradezu in ihrer Gesundheit schädigt! Da wohnt in demselben Hause eine Greisin, sie hat früh ihren Satten verloren, hat ihre Kinder unter Sorgen erzogen und ist in Ehren ergraut. Diese betagte Frau beabsichtigt in der fraglichen Zeit einem hier aus Gründen der Sittlichkeit nicht näher zu erörternden Geschäft nachzukommen — Sie verstehen mich schon, meine Herren! —, das sie zur Erhaltung der Gesundheit mit Zug und Recht als unerläßlich erachtet. Wir alle wissen . . . jeder Normalempfindende . . . hm . . . Diese ehrwürdige Greisin wird nun an ihrem Lebensabend in einem ohnehin schicksalshängigeren Augenblick von roher Hand . . . ich will sagen durch furchtbares Wehklagen . . . emporgerrissen, sie fühlt sich beunruhigt, belästigt, ja in der Wahrnehmung berechtigter Interessen beeinträchtigt und wird als Folge möglicherweise möglicherweise eine, sei es auch vorübergehende Schädigung der Gesundheit zu beklagen haben. . . . In Anbetracht des Gesagten beantrage ich gegen den Angeklagten eine Gefängnisstrafe von zwei Jahren und bitte Sie, sich meinem Antrage anzuschließen.

Das Gericht schließt sich diesem Antrage an.

(Ein Gerichtssaal. Der Vorsitzende, der Staatsanwalt, Richter. Außerhalb der Anklagebank auf Stühlen — wie es die neuesten Bestimmungen zulassen — die Schutzleute Max und Rötter.)

Der Vorsitzende eröffnet die Verhandlung.

Vorsitzender: Kläger! . . . Wollen Sie etwa behaupten, von den Herren Schutzleuten Max und Rötter beschimpft und mißhandelt worden zu sein?

Kläger: Ja.

Vorsitzender: Soll Hm. Reizend! (Lächelt.) Nun, das alles sind ja behnbare Begriffe . . . Welcher Art waren denn diese . . . Beschimpfungen und Mißhandlungen?

Kläger: Ich wurde Hälmte und Lumpenhund benannt. Ich bekam Faustschläge, Säbelstiche . . . Dann wurde ich niedergeworfen . . .

Vorsitzender: So, Lumpenhund . . . (Lächelt.) Sehr fatal. Beweise —?

Kläger: Meine Zeugen.

Vorsitzender: Die Zeugen sind nicht einwandfrei.

Kläger: Aber . . .

Staatsanwalt: Ich beantrage, die Zeugenbernehmung abzulehnen.

(Dem Antrage wird stattgegeben.)

Vorsitzender: So, so . . . Haben Sie noch Beweise?

Kläger: Ich habe drei Wochen im Krankenhaus zugebracht.

Vorsitzender: Da braucht man nicht zu arbeiten.

Kläger: Ich hatte vier Stichwunden.

Vorsitzender: Stichwunden . . . Nun, die werden wohl so schnell nicht gewesen sein. Vielleicht haben Sie gerauft . . . mit Begehren, ah? Sie werden als äußerst gewalttätig geschildert.

Kleines feuilleton.

Haben die Fische ein Gedächtnis? Wenn der Mensch über die geistigen Fähigkeiten der Tiere Forschungen anzustellen bemüht ist, so verfällt er notwendig in die Gefahr eines Denkfehlers. Er läuft nämlich nur von der Voraussetzung aus, daß die Seele der Tiere im großen und ganzen ähnlich konstruiert ist wie seine eigene. Immerhin ist auch das interessant genug zu wissen, welche und wie viele Eigenschaften geistiger Art die verschiedenen Tiere mit den Menschen teilen. So hat sich in neuerer Zeit die Tierpsychologie zu einer eigenen und besonders fesselnden Wissenschaft entwickelt. Eine hervorragende Anziehungskraft auf diese Forschungen haben merkwürdigerweise die Fische ausgeübt, vielleicht gerade deshalb, weil sie so dumm und stumm zu sein scheinen. Ueber die Frage, ob die Fische einen Gehörsinn besitzen, ist schon viel geschrieben worden, und jetzt hat man auch festgestellt wollen, ob die Fische ein Gedächtnis haben oder nicht. Es wäre recht traurig um diese Geschöpfe, die doch immerhin zu den Wirbeltieren, als der höchsten Tierklasse gehören, bestellt, wenn sie eines Gedächtnisses entbehren, nachdem ein solches wenigstens in Spuren sogar bei Korallen angeblich nachgewiesen worden ist. Man hat sich den grauen Varich auserwählt, um sein Gedächtnis zu prüfen. Dieser Raubfisch lebt von den mit besonders schönem silbernem Kleid ausgestatteten Sardinen. Man hat nun einige dieser Fische gefangen und rot gefärbt und dann in ein Bassin gesetzt, wo sich Boriche und einige andere Sardinen von gewöhnlicher Farbe aufhielten. Es stellte sich heraus, daß der Varich zuerst die gewöhnlichen Sardinen ergriff und dann später bei Zunahme des Hungers einen Versuch mit den rotgefärbten machte. Sobald er aber den ersten dieser verunstalteten Fische verzehrt hatte, machte er sich rasch über die anderen her, woraus zu schließen ist, daß das Gedächtnis seines Geschmacks ihn darüber belehrt hatte, daß zwischen den roten und silbernen Sardinen in diesem Punkte kein Unterschied sei. Eine Art von Gedächtnis müssen also auch die Fische besitzen, zumal der Varich sich auch schwierigeren Aufgaben ähnlicher Art gewachsen zeigte.

Musik.

Aktuelle Musik. Im zweiten Märzheft des „Kunstwart“ lesen wir in einem Briefe R. Vatlas: „... Was einem die meist recht anstrengende Beschäftigung mit der neuesten Musik nicht selten verleidet, ist, daß sie so wenig wiedergibt von dem Fühlen und Streben der gegenwärtigen Zeit. Sie scheint sich völlig zu genügen, wenn sie immer neue Abwandlungen für die alten Themen findet. Aber leben wir nicht in einer tausendfach bewegten Epoche? Wir erobern das Reich der Luft. Wir ringen um die Erweiterung des Wahlrechts. Wir werden von den verschiedensten weit-schauenden Problemen in Anspruch genommen, von allen Seiten drängen sie sich an uns heran und fordern uns gebieterisch auf, zu ihnen Stellung zu nehmen. Nur die Musik weiß nichts von alledem. Sie lebt auf einer stillen Insel, die nicht einmal eine Insel der Seligen ist, und läßt sich die Kämpfe da draußen gar nicht nahelommen, statt uns wie eine Wallfare tapfer und befeuernd in den dichtesten Streit zu geleiten. Muß das so sein? Die Musiker behaupten das. Sie schreiben ihre Konzerte, ihre Variationen über Motive vom alten X und Y, ihre Trios und Sextette, ihre Serenaden und Messen ruhig fort, als ob nichts wäre. Eine Zeitlang haben sie allerdings mit Nietzsche geliebäugelt. Ist nun auch so ziemlich vorbei. Wagner hat einmal über die Niederkomponisten gespottet, die immer wieder „Wenn ich dein holdes Angesicht“ oder „Du bist wie eine Blume“ vertonen. Die Worte haben seither gewedselt, der Inhalt ist derselbe geblieben. Stets möchten die Künstler nur mit ihren persönlichen Stimmungen und Empfindungen uns beschäftigen. Das ist ja mitunter gewiß sehr interessant, aber man möchte sie doch auch daneben als Sprecher jener Empfindungen vernehmen, die uns Menschen verbinden, weil sie uns gemeinsam sind und die durch ihren Mund zum Ausdruck kommen wollen. Unsere moderne Musik ist viel zu subjektiv, sie ist egozentrisch und darum egoistisch. Sie hat längst den Ton verlernt, der Massengefühle weckt, sie redet, auch wo sie nach ihm sucht, doch immer nur ihre gewohnte subjektive Sprache und wundert sich dann, wenn der erhoffte Widerhall fehlt. Die Musik hat Luthers großen Religionskampf begleitet, sie hat den Niederländern ihre Freiheit gewinnen helfen, sie hat die Heere Friedrichs II. zum Siege geführt und zu den großen Umwälzungen Frankreichs als Marceillaise den Takt gegeben, sie hat, wie sie einst das ancien régime im Wunde mit Figaro erschütterte, noch zur Julirevolution aufgepöbelt, sie hat den klassischen Menschlichkeitsgedanken in Beethoven's Klängen leuchtend aufgehen lassen, sie hat in Wagner's Werken den Einheitsraum Deutschlands genährt, aber sie läßt uns heute im Stich, sie ist rücksichtslos und unbrauchbar im Lebenskampfe geworden. Wir scheint, wir rühren da an die Wurzel des bedauerlichen Phänomens, daß unsere Musik trotz der ungeheuren Zunahme des öffentlichen Musizierens an Kulturbedeutung verloren hat, und ich meine, daß sie erst dann wieder ihren reichsten Segen erschließen wird, wenn man sie wieder auch zum Sprachrohr derjenigen macht, „die eine gemeinschaftliche Not empfinden“.

Kunst.

Frühjahr in der Münchener Sezession. Wenn der Frühling die Zeit des Experimentierens in der Natur ist, ja dann haben wir wirklich auch Frühling in der offiziellen modernen

Kläger: Jäh.
 Vorsitzender: Ja, Sie.
 Kläger: Der Arzt kann mir die Hustritte bescheinigen.
 Vorsitzender (ungeduldig): Hustritte! Sind das Beweise? Die kann man überall bekommen. Jäh sage ja — Sie werden gezecht haben — gefallen sein — wie das so ist, — es war ja ein Sonntag —
 Kläger: Jäh bin Abstinenz.
 Vorsitzender: So. (Lächelt.) Abstinenz!

Pause.

Vorsitzender: Sie bleiben also dabei — Sie wollen also hier behaupten, von den Herren Schulzeuten Max und Röther ... beschimpft und mißhandelt worden zu sein? Bedenken Sie, was Sie sagen.

Kläger: Jäh bleibe dabei.

Vorsitzender: Schön. (Lächelt.) Unterstellen wir das als wahr. Es fragt sich nur, wie kamen Sie unter einen Krupp Menschen, der mit der Absicht umging, die öffentliche Sicherheit und Ordnung zu gefährden? Ja, gewissermaßen den Verkehr zu unterbinden?

Kläger: Verkehr —??

Vorsitzender (mit erhobener Stimme): Ja, Verkehr!

Kläger: Es war ja keiner da.

Vorsitzender: Reizend! ... Wo war er denn, wenn ich fragen darf?

Kläger: Er war gesperrt.

Vorsitzender: Gesperrt? Sehr schön. Und Sie glauben sich berechtigt, diese Maßnahmen einfach zu mißachten, den behördlichen Anordnungen also offenkundigen Widerstand zu leisten?

Kläger: Jäh mußte doch durch ... meine Wohnung ...

Vorsitzender: Nun, das genügt wohl ... Herr Schutzmann Max!

Schutzmann Max (erhebt sich): Jawohl.

Vorsitzender: Wollen Sie sich, bitte, zu der gegen Sie gerichteten Anklage äußern?

Schutzmann Max: Jäh bestreite entschieden jegliche Beschimpfung und Mißhandlung.

Vorsitzender: Sind Sie an dem fraglichen Tage mit dem Kläger überhaupt in Berührung gekommen?

Schutzmann Max: Nicht, daß ich wüßte. Jäh könnte ihn höchstens gestreift haben.

Vorsitzender: Sie haben auch nicht mit ihm gesprochen?

Schutzmann Max: Nein.

Vorsitzender: Sind Ihnen vielleicht Wörter wie Galunke und Lumpenhund bekannt?

Schutzmann Max: ... hm ... ja ...

Vorsitzender: Sie zählen aber, wie ich wohl annehmen darf, nicht zu Ihrem eigentlichen Sprachschatz im engeren Sinne?

Schutzmann Max: Sprachschatz ... nein ...

Vorsitzender (nickt): Sehr wohl! Jäh danke! — Herr Schutzmann Röther!

(Daselbe wiederholt sich.)

Vorsitzender: Das Wort hat der Herr Staatsanwalt.

Staatsanwalt: Meine Herren Richter! Die Staatsanwaltschaft ist die objektivste Behörde. Diesen Ausdruck glaube ich ruhigen Gewissens tun zu können. (Kunstpause.) Es hieße den Standpunkt des Staatsanwalts — wie es leider noch so häufig geschieht — verkennen, wollte man in ihm stets nur den Vertreter einer möglicherweise wenig stichhaltigen, ja oft sogar — ich muß das sagen — dem gesunden Rechtsempfinden zuwiderlaufenden Anklage erblicken. Daß der Standpunkt der Staatsanwaltschaft nicht der geschilderte ist, würde Ihnen — falls dies überhaupt noch nötig wäre — meine Stellungnahme in der gegenwärtigen Verhandlung dartun. Ich glaube sagen zu müssen, daß schon während der Beweisaufnahme durch den Herrn Vorsitzenden die Anklage in ihren wesentlichen Bestandteilen derart zusammengebrochen ist, daß sich ein Eingehen auf die einzelnen Punkte meinerseits erübrigt. Es hat sich auch nicht ein Atom der Wahrscheinlichkeit für die Verurteilung der Anschuldigung ergeben, im Gegenteil glaube ich hier ausprechen zu können, daß die so leichtfertig angeksuldigten Herren Schulzeute Max und Röther — wie ja eigentlich auch nicht anders zu erwarten stand — ohne den geringsten Tadel und Makel aus der Verhandlung hervorgehen. Selbst wenn sie sich aber, wie behauptet, und wie der Herr Vorsitzende es als wahr unterstellt hat, der Körperverletzung schuldig gemacht hätten, — auf die Frage der Verleumdung überhaupt einzugehen, erübrigt sich wohl — so handelten sie damit ja doch nur in Ausübung ihres Amtes und nach den Befehlen ihrer Herren Vorgesetzten, denen sie Folge zu leisten haben, vor allem jedoch — das möchte ich ganz besonders hervorheben! — vor allem im Dienste der Allgemeinheit: zum Schutze wie der bestehenden Staatsordnung, so auch der Sicherheit des Verkehrs, des Lebens und — des Eigentums. Ich beantrage daher die Freisprechung der Angeklagten und bitte Sie, sich meinem Antrage anzuschließen, gleichzeitig bedauere ich ... hm, daß das Geseh mir in diesem Falle — leider — hm ... keine ausreichende Handhabe bietet, derartige auf nichts begründete Anksuldigungen (mit erhobener Stimme) ihrer Frivolität entsprechend zu sühnen.

(Die Herren Max und Röther nicken. Der Kläger ist starr. —)

Das Gericht schließt sich diesem Antrage an.

Münchener Kunst, soweit sie lenzlich paradiert in der Ausstellung am Königsplatz. Denn der Nachwuchs, die neue Generation der Sezession, die in den Frühjahrsausstellungen ja hauptsächlich zu Worte kommen soll, experimentiert mit dem Begriff „modern“, daß es eine Art hat. Die neuen Mitglieder fühlen sich verpflichtet, anders zu malen als alle anderen. Aber diese Durchschnitte-Nachsecessionisten sind mit wenigen Ausnahmen keine Persönlichkeiten, sie sind nur Nachempfinder, Anpaffer. Vor allem Stiljongleure. Sie schwanken zwischen dem raffiniertesten Impressionismus und dem primitivsten Plakatholzschnitt hin und her. Sie überbieten sich an Technik und Virtuosität und farbiger Analyse der Dinge, daneben gibt es Kömmer, die sich in der Pose des malerischen Analphabeten gefallen. Zu diesen gehören zum Beispiel Adolf Thomann und Paul Koloff. Man hat vor ihren Bildern nur das eine Gefühl: das sind überkultivierte Nihilisten der Palette. Sie haben alle Traditionen und alle künstlerische Künsteleiten überwunden, wissen aber noch nicht, was sie an deren Stelle setzen sollen und begnügen sich somit resigniert mit nachahmenden Exempeln, mit rohem Purismus. Die Vertreter der virtuoson Malerei andererseits haben ihr gesundes natürliches Sehen verlernt. Sie blicken in die Sonne, bis alles vor ihren Augen flirrt. Ihre raffinierten Bilder (sie pflegen farbige Interieurs, Frauenakte auf grellen Teppichen ausgestreckt, auf saumige Divans hingegossen zu bevorzugen) sind nichts wie koloristische Niederwürstchen solcher Negativblendungen. Leider sind die Dachauer, die sonst einen so ehrlichen Naturalismus liebten, neuerdings Anhänger von solch schwächlicher Bluffarbeit geworden. Ihre Akte, ihre Naturauschnitte, ihre Porträts sind im Detail wohl gelungen, als Bild wirken sie wegen der Unwahrheit der künstlerischen Optik nur abstoßend. Ein feiner Landschaftler ist Richard Piehsch geblieben, ob er nun Studien aus seinem geliebten Fjartal bringt oder uns die Ansicht aus seinem Atelier in der Villa Romana in Florenz zeigt. — Wir müssen diesmal die Arbeiten der ständigen Sezessionsgäste wie Landenberger, Hayel, Hummel, Gröber, Schramm-Pittau, Wintermiz (der immer noch Liebermanns Vadende Knaben nicht vergessen kann), Piepho, Samberger (Porträts von Ludwig Thoma und Max Schillings), Habermann übergehen zugunsten einiger Neuen, die ein eigenes Gesicht zeigen. Da ist zum Beispiel ein ausgezeichnetes Selbstporträt von Burmeister-Mageburg. Der Maler steht wie ein gesunder, schwißender, braungebrannter Bauer im grellsten Sonnenlicht und blickt aus mannshohem jungen Korn mit den offenen blauen Augen des blonden Niederdeutschen auf den Beschauer. Kraft und Gesundheit auch in künstlerischem Sinne strömt aus von diesem prächtigen Bildnis. Adele Slocovich-Salmon charakterisiert vortrefflich auf ihrem Rufenbild das brütende Gehirn Wiens. Ein Humorist von Jean Paul'schem Tief-sinn im Kleinen und einer Hogarth'schen Satire im Grausigen ist der Münchener Radierer Ferdinand Staeger. Hoffentlich läßt er sein Talent nicht von der Wühlblattindustrie vorzeitig ausschlagen. Starkes farbiges Temperament strömt aus von des Dresdener's Sterl großer Delafel: Generalmusikdirektor Schuch inmitten seines Orchesters. Reges Interesse beansprucht schließlich die Kollektion von 50 Handzeichnungen und Radierungen des Engländer's Frank Brangwyn. Neben Landschaften und Architekturstudien fesseln vor allem seine zahlreichen Blätter von den Stätten proletarischer Industriearbeit: Schiff- und Brückenbauer, Tagelöhner, Bootbauer, Gerber, Flaschenwäcker, Kohlenbergsklaven, Dockarbeiter, Glasbläser usw. in voller Arbeit. Objektiv und ruhig ist sein Vortrag, ohne etwa die Tendenz Baluschek's oder der Kollwitz. Aber um so stärker ist die Wirkung. Man sieht, wie diese Fromarbeiter der kapitalistischen Industrie todmatt in den Selen hängen. Unschätbar schwingt die furchtbare Hungerpeitsche über ihnen. Sie müssen, müssen vorwärts. Wenn einer zusammenbricht, rückt der nächste an seine Stelle. . . .

Sprachwissenschaftliches.

... und hat derselbe... In drei Wörtern zwei Verlöbe, der eine gegen die Wichtigkeit, der andere gegen die Schönheit der Sprache. Den Schönheitsfehler — das papierene „derselbe“ statt „er“ — wollen wir heute nicht besonders hervorheben, wohl aber die falsche Umstellung des Satzgegenstandes nach „und“ — „Inversion“ nennen's die Grammatiker. Im deutschen Aussagesatz hat das Aussageswort (Prädikat) stets die zweite Stelle inne, denn es gibt dem Satzgegenstand, der die erste Stelle einzunehmen hat, erst Leben: „Der Lehrer lobt den Schüler.“ Soll das Aussageswort vorangestellt, etwa betont werden, so muß „es“ als Vertreter des Satzgegenstandes davorgesetzt werden: „Es lobt der Lehrer den Schüler.“ Beim Frage-satz aber steht das Aussageswort, weil es den Hauptton trägt, stets an erster Stelle: „Lobt der Lehrer den Schüler?“ Ebenso steht es vor dem Satzgegenstand, wenn ein Umstandswort oder das Objekt den Satz beginnt: „Gestern lobte der Lehrer . . . ; den guten Schüler lobt der Lehrer“, — und in dem Hauptsatz, der auf einen Neben-satz folgt: „Wenn er seinen Fleiß merkt, lobt der Lehrer . . .“. Das sind ganz einfache, aber auch unumstößliche Regeln des deutschen Satzbaues, gegen die aber noch immer und allenthalben gesündigt wird, weil man mein, unser „und“ könne die Bedeutung „und daher“ oder ähnliches haben, was aber nicht der Fall ist. Einige Beispiele: 1. Der Dieb ist durch das Fenster eingestiegen und hat derselbe sich dabei einer Strickleiter bedient. 2. Der Panz ist gestern hier eingetroffen

und fand auf der Straße trotz der Dunkelheit eine begeisterte Kundgebung statt. 3. Die Geschworenen bejahten die Schuldfrage und lautete das Urteil auf ein Jahr Zuchthaus. 4. Wir haben Ihre Bestellung erhalten und wird dieselbe bestens effektiert (!) werden. 5. Der Vorsitzende eröffnete die Versammlung und wurde das Protokoll verlesen. 6. Der Vorsitzende schloß die Versammlung und forderte sodann Bürgermeister Z. (was hier nicht etwa Benfall ist, wie man etwa meinen sollte, sondern Verfall!) zum Verlassen des Saales auf. 7. Für ein größeres Gut wird ein Hirt gesucht. Der Mann muß verheiratet sein und muß die Frau mit melken. 8. Von Dienstag auf Mittwoch hält das Regiment eine größere Nachübung ab. Mittwoch erhält dasselbe (!) feldmäßige Verpflegung und wird auf dem Gelände geschlachtet und abgefocht [in Deutschland, nicht etwa in Afrika!]. Dieses letzte Beispiel — man könnte Hunderte zusammenstellen — zeigt so recht deutlich, wohin dieser Fehler führen kann. Aber das Uebel ist sehr weit verbreitet. So wird der Reichstag immer noch mit der Formel einberufen: „Der Reichstag wird berufen, am . . . in Berlin zusammenzutreten, und beauftragen Wir den Reichskanzler mit den zu diesem Zwecke notwendigen Vorbereitungen.“ — Schriftsteller, die sorgsam auf ihren Stil achten, vermeiden diese Umstellung oder Inversion, besonders weil sie so häufig zu lächerlichen oder häßlichen Verdrehungen des Sinnes führt; bei Lessing z. B. ist sie überhaupt nicht zu finden. Was klingt besser: „Wir haben Ihre Bestellung erhalten und wird dieselbe bestens effektiert werden“ — oder: „Wir haben Ihre Bestellung erhalten und werden sie bestens ausführen“?

Anthropologisches.

Die Aurignacraße und ihre Stellung im Stamm-baum der Menschheit. Ueber dieses Thema hielt der bekannte Breslauer Professor Klaatsch unter Vorlage des hauerischen Fundes, über den Dr. L. Reinhardt in Nr. 84 des Unterhaltungsblattes berichtete, einen bemerkenswerten Vortrag in der letzten Sitzung der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Der Ort, wo das Skelett des Menschen von Aurignac von Hauer gefunden wurde, ist eine Grotte bei Combe-Capelle-Montfertrand (Périgord), die genau gegen Süden 50 Meter über der Talsohle liegt, in der durch kalkhaltiges Wasser sich die Knochen überaus gut erhalten konnten. Die der Leiche beigegebenen Werkzeuge und andere Merkmale beweisen, daß der Mensch von Aurignac ungefähr gleichzeitig mit dem Neandertaler (benannt nach dem berühmten Fund in Neandertal, Regierungsbezirk Düsseldorf) gelebt hat; ein kleines Idol aus Mammutzahn, das 1891 bei Brünn gefunden wurde, dürfte einen Menschen der Aurignacraße darstellen, die in ihrem äußeren Habitus und dem Skelettbau in auffallender Weise von dem Neandertalmenschen abwich. Dieser war im ganzen kolossal plump, hatte eine untersehte Gestalt und ein kleines Gehirn. Dagegen zeigt der Gipsausguß des Schädels vom Menschen von Aurignac eine schön gewölbte Stirn; der Schädel ist lang und schmal, das Hinterhaupt, das Zentrum der Beobachtungsnerven, stark ausgebildet, ebenso sind deutliche Augenhöhlen, aber von sanfterer Einordnung in das Gesicht als beim Neandertaler vorhanden. Das Stirn springt nicht vor, der mit einem Vollaßig besetzte Unterlief ist ziemlich schmal, schlecht jedoch die Sprechfähigkeit nicht aus, da der Gaumen sehr stark gewölbt ist; die Nase ist wie bei dem Australneger tief eingezogen und klein. Die Gliedmaßen sind sehr schlank und gerade, die Unterarmknochen wesentlich länger als beim Neandertaler. Das alles berechtigt zu der Annahme einer besonderen Aurignacraße, wofür noch andere Anhaltspunkte vorhanden sind. So zeigt uns das diluviale Schlachtfeld von Krapina in Kroatien Knochenreste zweier verschiedener Menschenrassen, die hier offenbar aufeinandergestoßen sind: solche vom Aurignac- und solche vom Neandertaltypus. Beide Rassen haben keinen nachweisbaren Ahnen; ihre Trennung muß schon sehr früh vor sich gegangen sein; der Fund von Cro-Magnon zeigt eine spätdiluviale Mischung beider Rassen. Die heutigen Nordeuropäer führt Klaatsch auf den reinen Aurignactyp zurück, während im Süden mehr eine Mischform zwischen diesem und dem Neandertaler vorherrscht. Der Mensch von Aurignac, Australneger und Eskimos gehen auf den gleichen Ursprung zurück, der auf nähere Verwandtschaft mit den asiatischen Menschenaffen — Orang und Gibbon — hinweist, mit denen sicher eine morphologische Verwandtschaft besteht. Dagegen gehört der Neandertaler zu den präglazialen, älteren, afrikanischen Typen, zu dem Formenkreis, in dem auch Gorilla und Schimpanse ihre Stelle haben, wie ein Vergleich zwischen dem Skelett eines Gorillaweibchens und eines Neandertalers beweist. Nicht als ob die genannten Affenarten Vorfahren, Vorformen des Menschen seien, sie sind vielmehr Seitenzweige, gezwungen, sich dem Leben im Urwald anzupassen, und somit zu „vorbeigelungenen Versuchen der Menschwerdung“ verurteilt.

(Die beiden überaus wichtigen Skelettfunde Hauer's, sowohl der von Le Moustier wie von Aurignac, sind für das Berliner Museum für Völkerkunde erworben worden.)